

Interpretationsaufsatz

„Neue Naturdichtung“ von Erich Fried

Das Gedicht „Neue Naturdichtung“ von Erich Fried ist 1972 erschienen und handelt von einem Autor, der sich überlegt hat, ein Gedicht über Tannen am Morgen zu schreiben. Das Gedicht besteht aus drei Strophen mit jeweils neun Zeilen. Auffällig sind das fehlende Reimschema und die Tatsache, dass es insgesamt nur fünf Satzzeichen im ganzen Gedicht gibt. Dabei ist der Satzbau mit vielen verschachtelten Nebensätzen äußerst komplex und erinnert weniger an einen poetischen Stil als vielmehr an eine sachliche Feststellung. Unterstützt wird dies auch dadurch, dass genau genommen nicht von einem lyrischen Ich, sondern von einem Er wie in einer Er-Erzählung die Rede ist. Auch der Titel lässt eher an einen Prosatext denken, und so verwundert es nicht, dass das Gedicht „Neue Naturdichtung“ nicht so sehr auf Gefühle und Empfindungen eingeht, sondern recht distanziert den Kontrast zwischen Natur und Gesellschaft bzw. Zivilisation thematisiert.

Die ersten fünf Zeilen leiten das Gedicht ein. Man erfährt, dass das lyrische Ich, also jener Dichter, nicht schon wieder ein gesellschaftspolitisches Gedicht schreiben möchte, er will sich nicht erneut den zeitgenössischen Widersprüchen aussetzen, stattdessen möchte er sich der Natur zuwenden und über Tannen am Morgen schreiben. Dies ist verwunderlich, denn über die Gesellschaft könnte man viel mehr und vor allem viel Interessanteres als über Bäume zu schreiben. Die Aussage: „Widersprüche dieser Gesellschaft“ unterstützt diese Vermutung noch mehr. Es klingt so, als hätte das lyrische Ich schon viele Gedichte über die Gesellschaft geschrieben, und sei dessen nun überdrüssig. Die folgenden vier Zeilen erklären nun, dass das lyrische Ich sich den Vorsatz gemacht hat, über Tannen am Morgen zu schreiben. Es sagt, der Themenwechsel sei notwendig, und es wäre ihm schon ein Gedicht zu seinem neuen Thema eingefallen. In der letzten Zeile der ersten Strophe wiederholen sich die Worte „Tannen am Morgen“ nun erneut.

Die zweite Strophe beschreibt nun die Überlegungen des lyrischen Ichs, was passiert, wenn er am Morgen zu eben jenen Tannen fahren würde. Das lyrische Ich, zweifelt daran, ob ihm etwas einfallen wird, wenn er die Tannen sieht, was einen erneuten Widerspruch darstellt, da es in der ersten Strophe ja heißt, ihm sei schon ein Gedicht eingefallen. Die Aussage „Und sich hinausfahren lässt“ verwirrt den Leser. Es ist nichts klar, warum das lyrische Ich sich fahren lässt und nicht selber zu den Tannen fährt. Auch hier wiederholt sich die Worte „Tannen am Morgen“ (Z.11) erneut. Warum das lyrische Ich dann in den Zeilen danach an die Zerstörung denkt, ist ebenfalls ungeklärt. Vielleicht wollte es die Zerstörung der Tannen mit der kaputten Gesellschaft in Verbindung

bringen, den diese umgibt ihn ja schließlich jeden Tag. In Zeile 14 wird das Wort „ertappt“ benutzt. Diese beschreibt vielleicht den Umgang des lyrischen Ichs mit der Gesellschaft. Dort kann man nichts hinterfragen, ohne etwas Negatives aufzudecken. In den darauffolgenden Zeilen stellt sich dem Leser die Frage, warum das lyrische Ich an Zerstörung denkt ohne die Tanne wirklich gesehen zu haben. Auch die Ausarbeitung des Szenarios, wie zum Beispiel „astlos auf dem zerklüftten Sandgrund“. In Zeile 18 wird dann klar, dass das lyrische Ich wieder die direkte Verbindung zwischen Natur und Gesellschaft aufgebaut hat und somit eher die Zerstörung als die Gesellschaft aufgebaut hat und somit eher die Zerstörung als die Schönheit des Waldes vor Augen hat. Die letzte Strophe geht nun noch einmal ausführlicher auf die Vernichtung der Tannen ein. Das lyrische Ich beschreibt das vorgestellte Bild nun haargenau, was einen Kontrast zu den vorhergegangenen Aussagen bildet. Über seinen ursprünglichen Vorsatz, ein Gedicht über die Tannen am Morgen, konnte es nichts schreiben, es war sich nicht mal sicher, ob es etwa darüber dichten könnte, wenn es die Natur vor Augen hätte. Nun befasst sich allerdings mehr als eine Strophe mit der nicht stattgefundenen Vernichtung der Bäume, die das lyrische Ich klar und deutlich vor Augen hat und genau beschreiben kann. Auch findet in dieser Strophe eine Verherrlichung des Geschehens statt. Noch in der ersten Zeile der letzten Strophe meint das lyrische Ich, „das wäre traurig“, befasst sich danach aber vier Zeilen lang mit der vermeintlichen Schönheit der zerstörten Natur, die sich ihm trotzdem bieten würde. Der Schluss des Gedichts verdeutlicht nun noch einmal den Kontrast zwischen Gesellschaft und Natur. Sein ursprünglicher Vorsatz nicht über die Gesellschaft zu schreiben, hebt sich somit auf und beendet das Gedicht gleich wie es angefangen hat.

Zusammenfassend handelt das Gedicht also von mehreren Widersprüchen, die den Kontrast und Zusammenhang zwischen Gesellschaft und Natur am Beispiel des Waldes zum Ausdruck bringen. Die Kernaussage läuft darauf hinaus, dass der Dichter heute (bzw. in den 70er Jahren) gar nicht anders kann, als ein gesellschaftskritisches Gedicht zu schreiben. Selbst wenn er, wie seine Vorgänger in der Nachkriegslyrik, den Vorsatz hat, sich der Natur hinzuwenden und ein „reines“ Naturgedicht zu schreiben, wird er angesichts der zerstörten und ausgebeuteten Natur doch wieder einen lyrischen Text entwerfen, der „diese Gesellschaft anklagt“. (Schlusszeile 27). Erich Frieds „Neue Naturdichtung“ begründet mit seinem programmatischen Titel eine neue kritische Naturlyrik in der BRD, die, oftmals als „Ökolyrik“ bezeichnet, Natúrausbeutung und Umweltzerstörung in unserer industrialisierten Welt anprangert.

*Gemeinschaftsarbeit von Luisa Auer, Lena Felgenhauer und Manuel Schilling
Nellenburg-Gymnasium, Klasse 12 im Oktober 2015*